



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 18.

Sonntag, den 6. Mai 1917.

Erscheint wöchentlich.

Blau Stunde.

Stylge von Bernhard James-Hameln.

(Nachdruck verboten.)

Einmal Karlen sah seit zwei Stunden in den Fichten, lehnte an einem herabhängenden Stamme und rauchte eine Zigarre nach der andern, häufig und häufig pfeifend, wie es seine Art war, wenn er nachdachte. Der blaue Rauch zog lustig gegen die Fuchsbirge. Einmal fuhr ein roter Stopp mit schmalen, glänzenden Augen aus dem Loch. Karlen griff nach der Büchse und stellte sie mißmutig wieder neben sich. Das Fuchsbirge aber schnupperte nach der fremden, befeudeten Luft und verschwand. Wachte es! Er war ja eigentlich nicht der Fuchs wegen hier, sondern er wollte eine Stunde ruhig nachdenken.

Er stand auf und vertrat sich die Beine. Er war sehr unzufrieden mit sich, weil er nun zwei Wochen auf dem Gute weilte und zu Frau Erna Holtenberg nicht das entscheidende Wort gesprochen hatte, das er sprechen wollte. Ihn weshalb zögerte er? Was wirklich die Ursache darin, daß er die Gutsherrin sitzen allein traf, daß sie fast immer mit ihrer Sekretärin zusammen war? Lorpoll! Er war doch kein Rind, das sich solche Gründe juckte. Oder kam es daher, daß sie ihn oft so still und fragend ansah, als wollte sie haben: Was wen denkst du? Doch nicht an mich?

Karlen war die Fichte auf den Rücken und zog die Uhr. Die Frauen hatten verschwinden, ihn abgeholt. Er tat ein paar rasche Schritte gegen die Schneefurche zu. Er sah sie noch im Augenblick. Aber die Schneefurche in der Mitte feilte und verperlte die Aussicht. Da überkam ihn eine Umrage. Er lehnte sich nach Frau Erna, nach ihrem braunen Haar, ihren Augen, die so hochmütig blickten konnten und doch soviel Güte in sich bargen, nach ihren tüchtigen, weichen Händen. Aber er sah sie nicht, er konnte es nicht leugnen — nach der schlanken Mädchenhaftigkeit Renates. Erklärte er sich Frau Erna, so gewann er auch Renate. Und wie sie sah, ahnete der Freude, die man an der ersten multiplen Synopse hat. Sie steht auf dem Fensterbrett und spinnt ihren Duft leise ins Zimmer, und doch ist es, als durchdrifte sie das ganze Haus, als fülle sie alle Räume mit ihrem lieblichen Blütenstaub. Aber — war diese Freude an Renate so wirklich rein platonisch, so — väterlich? Er war acht Jahre jünger als Frau Erna. Der Altersunterschied war also nicht bedeutend. Er selbst war in der Mitte der Dreißiger und seine zahlreichen Reisen hatten ihn braun, fehnig und gepulvert gemacht. Ohne Zweifel war er noch sehr jung! Doch — was sollten diese väterlichen Gedanken.

Und er machte eine energische abwehrende Handbewegung und sprang über den vielen Boden auf die breite Fahrbahn, die in Langen, lag, fast sich fendernde Elmie gegen die Fichte strich. Unten bewegten sich zwei Fichten. Kammen sie, oder gingen sie hinaus? Nein, sie kamen. Es war Erna und Renate. Er erkannte die letztere an der weit auslaufenden Armbeuge, mit der sie ihren Bergsteiger auf den Boden zu stoßen pflegte. Er wollte ihnen rasch entgegengehen, begann sich aber und steckte mit feinerer Bekanntschaft eine neue Zigarre an, sah sich ein paar mal um und ging dann erst mit weiten, langsamen Schritten bergab. Bei der großen Eiche trafen sie zusammen.

„Nun?“ fragte die Gutsherrin.
„Ihre Füße werden sich noch eine Weile gedulden müssen. Der rote Schilling kam nur einmal mit dem Waldspitz zum Vorhinein. Wir müssen arbeiten.“
Er hatte ihr einen Vorleger aus dem Fruchtsack verpacken.
„Es ist wie in der Fabel, wo die drei Gefellen den Bären unter sich teilen.“
„Und wie er kommt, Kattern sie auf den Baum“, fiel Renate ein.
„Nun — auf einen Baum bin ich zwar nicht geklettert.“
„Wirklich nicht?“ fragte Frau Erna.
Es sollte ein Scherz sein, aber er fühlte, daß mehr darin steckte, und nahm sich vor, noch heute von seinem Baume herabzuklimmen.
Renate sah ihn an. Und wieder war es ihm, als verbreitete sich der Schein ihrer blauen Augen um ihre Gestalt, so daß sie blond im blauen Wägen stand.

Unter der Fichte war eine Bank, die morisch und verfallen aus sah.
„Wir müssen sie erneuern“, sagte Frau Erna. „Renates Vater hat sie einst aufstellen lassen. Man konnte früher über die Fichte hinweg das Gut sehen. Kripipt sich nicht eine Sage an die alte Eiche?“
„Ja“, sagte Renate. „Ein Mitter liebt zwei Schwwestern, die auf einer Burg wohnen, die hier, gelanden haben soll. Er konnte sich nicht für eine entscheiden, so in die Welt und blieb lange Jahre verschollen. Als er als gewalttätiger Mann zurückkam, war die Burg verfallen und von den Schwwestern war jede Spur verloren. Da pflanzte er in der Nähe zwei Eichen und ging wieder ins Land. Eine hat der Blitz vernichtet und dies hier ist die andere.“
Es war dümmertig geworden. Die Frauen schwiegen und standen unschlüssig.

„Wollen wir noch einen Weg machen?“ fragte Karlen.
„Durch die Fichten und dann am Waldwege nach Hause?“ meinte Frau Erna.
„Wohin, geht ihr voran,“ sagte Renate, „ich nehme Bärtrapp und Wägen mit.“
Sie hatte fests einen Kranz um des Vaters Bild hinten und nahm meist Bärtrapp dazu, weil der Verstorbenen dies Gemächchen gebohrt hatte und es durch seinen Fortschritt in seinem Holze schloß sich. So blieb sie zurück, indes die beiden vorgingen. Sie kamen in eine Schneefurche, wo die Feuchte aus diesen Moospollen flieg.
„Ich weiß nicht, was mit Renate ist,“ sagte Frau Erna. „Sie ist seitdem verändert und macht mir Sorge. Rätlicher ist sie und lieber als sonst zu mir. Aber es fehlt ihrem Engenommenen die ruhige Vertrauenshaft, und etwas Fremdes, Stimmliches ist darin. Das liegt fast nicht in ihrer Person, zurückhaltenden Natur.“
Er wollte nicht, was er dazu sagen sollte. Sie hatte nur ein einziges Wort mit ihm über Renate gesprochen. Das war damals, als der Gutsherr nach halbjähriger zweiter Ehe starb und Frau Erna mit dem dreizehnjährigen Mädchen zurückließ.

Ein paar Wehe sprangen über den Weg. Unten kullerte ein Bach durch Steingeröll. Der gegenüberliegende Berggang war

blau überfärbt. Eichen und Bergahorne standen braun und gelb im blauen Duft. Der Wind kam über die Höhe und bog die Fichten. Frau Erna schauerte leicht.
„Bald kommt der Winter“, sprach sie leicht.
„Fürchten Sie ihn?“
„Was heißt fürchten? Es wird sehr einjam bei mir werden.“
„Weshalb?“ wollte er fragen. Aber er brachte die Frage nicht heraus.

Sie kamen an den Waldbaum. Vor ihnen lag das breite Tal, dahinter ein Bergzug steil und majestätisch. Alles lag im Blauen. Unten das Dorf, das sich weiß aus dunkeln Baummassen das Herrenhaus erhob. Rinderrücken kamen aus dem Dorfe, und auf den Feldern glühten ein paar späte Krautfreier. Die nahen Kornäcker waren bloßgrün von junger Saat und es sah schön aus, wie sich die zarte Silhouette eines lachsteigenden, begrüntem Acker gegen eine schwarze Fichtenmauer legte. Die Umrisse der Bäume und fernem Häuser, der Büsche und Bodenwellen wurden weiß. Gehörnte Fichten zu wandern, die Schwärze lagern und sich beglückten. Alles rühte sich und verträulich zusammen und doch beinahe sich fehrfüchtig die Wägen. Die Feuer glommen wie hochgehende Hoffnung. Es war die Stunde, in der alles Erleben reifer und fehnig war.
Karlen war weislich. Aber seine Unschlüssigkeit verlor sich. Er wollte sein Leben und seine Zukunft mit festen Händen angegreifen.

„Wo nur Renate so lange bleibt?“ fragte Frau Erna.
„Winkchen Sie, daß sie jetzt kommt?“
Er griff nach ihrer Hand. Sie wandte sich ihm zu.
„Nein!“ sagte sie mit bebender Stimme, „denn Sie haben mir etwas zu sagen.“
„Was ist es jetzt noch sagen?“ fragte er, ihre Hand an die Lippen gleichend.
„Ja, das müssen Sie!“
Und sie zog ihre Hand zurück. Da begann er zu sprechen von seiner Liebe zu ihr, die nun schon Jahre gedauert hatte. Er fand schöne, wohlgeleitete Worte, an denen er im Augenblick selbst eine feine Freude hatte. Und der Augenblick hätte ihn so im Bann, daß ihm das gar nicht verächtlich vorkam. Dann war er zu Ende. Aber sie schweig zu allem.

„Frau Erna?“ fragte er betroffen.
„Ich fühle, daß dies mir auch“, sagte sie da, „denn es war schön und möglichkeit. Begehen Sie, lieber Freund, aber mit mir, als hätten Sie noch konversiert. Sie würden zu einer andern anders gesprochen haben.“
Er machte eine abwehrende Handbewegung. Aber sie mißlang. Er wollte sprechen. Aber er war zu ehrlich dazu, denn er wußte mit einem Male, daß sie recht hatte, wußte nun, daß er Renate mehr lieb als sie!
„Lassen Sie mir, Karlen!“ sagte sie, als sie sah, wie er sich qualte. „Es war nur die blaue Stunde. Das Leben dieser Stunde verweht rasch und das andere, es bleibet lange. Wir beide sollten so verständig sein, unser Handeln danach einzurichten, selbst — wenn es einem von uns schmerzlich würde. Renate liebt Sie, Karlen! Und nun lassen Sie mich gehen. Ich will zu Hause die Bücher anschauen, damit ihr beide ins Helle kommt!“
Sie nickte ihm zu und schritt voran gegen das Dorf. Karlen stand verloren und blühte ihr nach. Er konnte es nicht sehen, daß ihre Augen voll Tränen waren. Aber dann ahnete er tief auf und sah in den Wald. Da stand Renate bloß zwischen den dunkeln Fichten.
„Renate!“ rief er leise und ging zu ihr.

In Paris.

Von Peter Söber.

(Nachdruck verboten.)

Ungefähr in der Mitte der Rue de la Seine, am Boulevard Sebastopol, abgewandten Rue St. Antoine befindet sich, im Erdgeschoß eines ziemlich verwohnten Hauses, die Brasserie „aux trois mousquetaires“ (Wirtshaus zu den drei Musketeuren). Die kleine Spinnerei mit ihren drei schwarzgeputzten Tischen und Bänken ist wie geschaffen, um beim Aperitif (Kaffegetränk) die Köpfe zusammenzusetzen und Dinge zu erörtern, die unter der glorieichen Regierung der Republik eigentlich nur mit der Faust in der Tasche gedacht werden dürfen. Anwieweit die Freundschaft und das Entgegenkommen der Wirtin, Madame Romilly, auch das Festpöster genannt, das Zulandelommen dieses Artzels der Mißbegünstigten begünstigt hat, ist unerschöpflich. Laichde ist jedenfalls, daß an diesem Orte Zusammenkünfte stattfinden, über deren Bedenklichkeit sogar schon Aufzeichnungen bis zu Kommissar Bismarck gedrungen sind, der infolge dessen wachsam geworden ist. Inzwischen pfeifen die kräftigen alten Kampfbären auf Bismarck und seine Schergen — wie dem überhaupt der Geist der Unmüßigkeit und galligen Nörgelei immer offentändiger sein Wesen liebt. Sie haben, um Bismarck zu verhöhnen, an der Tür der Brasserie eine Glocke angebracht, deren Läuten selbst die hitzigste Debatte unterbricht, bis ein Neuantommender genügend leinlindiert ist.

Madame Romilly, deren Gott sei Lob Ausdruck des Krieges im Jahre steht — und die schon aus diesem Grunde gegen die Regierung vorzugehen will — billigt durchaus die Treiberei der Unterhaltungen, ja sie steigert sogar mit Vertriebe die Erregung durch temperamentvolle Burleske und führt sich geschmeichelt, wenn ihr darob von einem der Verschwörer ein anerkennender Knuff zuteil wird.

In einem reumotlichen Nachmittage sah der Rirel der Mißbegünstigten eifrig politisierend beisammen. Es war da — um nur die Markonisten zu nennen — Peter Lesfere, der Buchbinder aus dem kleinen Caden, der noch im Anfang des Krieges mit den Restorenfortskrituren auf die Kaiser*art verdient hatte und das alles infolge dessen in den Aufhebenen gebracht — leit ein orienter Ereignis von kaiserlicher Würdenschickheit. Ein Sohn Augusts war an der Szene gefallen, sein Schwärterchen verurteilt in deutsche Gefangenschaft geraten. — Da war auch der lahme Schloffer Lambert, von dem mancher sich erinnern konnte, weil er im ersten Kriegsjahr allen die Ohren vollgeklammert hatte, daß er infolge

seines Selbstschadens verurteilt sei, doch zum Leben, und der nun, wenn bloß der Name Poincaré ausgesprochen wurde, wie ein gereizter Stier losging, und wenn Madame Romilly ihn noch durch Zurufe anpörrte, eine ganze Rüste führender Geister zum besten gab, die er am Halje aufgehängt zu sehen wünschte. Da waren ferner einige entlassene Knechtchen, die mit ihren Kriegserfahrungen nicht hinterm Berge hielten.

Es kamen hier Einzelheiten gavage, die allen selbst den abgebrühten Kambert die Haare frischen machten. Und der Refrain von allen war immer wieder: Blau! nicht nicht — wir werden angelegen und betrogen! Von der Regierung, von den Engländern — von allen. Alles ist Schwindel!
„Unsere Regierung . . . Poincaré . . .“ fing einer ziemlich schönlich an.
„Hol sie der Teufel!“ brüllte sofort perrotter der Schloffer Lambert.

„Niedst so, Aristide!“ feuerte Madame von ihrem Verschlage her an.
Die alten Soldaten machten nur stumm abwehrende Bewegungen mit den Händen und räumten heugramm.
Lambert sagte plötzlich: „Was ist das? — Sie legen uns wie ein Pfahl im Fleisck — die Dummköpfe! Die Welt verbluten wir!“

„Über „Le Journal“ schreibt doch . . .“
„Rindböck!“ schrie Lesfere gleich die schlichteren einwerbende Stimme nieder.

Einer der Soldaten spie aus. Und ein anderer wiederholte mit einem Ausdruck iddlicher Verachtung: „Die Zeitungen . . .!“
„Blau! denn einer von euch, was die uns über die Deutschen vorzulesen“, begann nach einer kurzen Pause der einarmige Korpotal.
„Es ist aber doch erwiesen . . .“ moagte die zaghafte Stimme von vornhin wieder anzufangen.
„Was ist erwiesen? Haben Sie mit ihnen gekämpft? Erwiesen ist nur, daß sie wie die Teufel kämpfen! domierte der Korpotal, worauf der andere sich duckte.
In diesem Augenblicke rief aus der hintersten Ecke der zweiten Bank eine hohe dicke Stimme: „Messieurs, ganck euch nicht — bleiben wir Franzosen!“

Es war Monsieur Saovar, der sich erhoben hatte und nun in seinem ganzen hageren Größe mit theatralisch ausgebreiteten Händen die Aufmerksamkeit der anderen an sich zog. Saovar, der jedem Kind bekannte, charmeur d'oiseaux, denn alle an schönen hohen Friedenslagen froh und strahlend in den Tullieren gesehen hatten, wie er, die Späken im weiten Umkreise beschwörend und jeden bei seinem Namen rufend, mit wohlwollender Hoheit die Souffle für seine Unterhaltung mit den Vögeln entgegennahm. Wie ein Stich ging es allen durchs Herz, als sie bedachten, wie weit das alles hinter ihnen lag.

„Achtung!“ rief Madame Romilly energisch. „Achtung, Kinder — Herr Saovar will zu euch sprechen!“ Und zugleich haben alle mit ehurdurchbohrten Blicken auf den Mann, der seinen dünnen Hals aus dem hohen Waternörder riefend, mit geheimnisvoller Wärme auf sie sah, die Hand am breiten Bande des Kronleibers.
Nun ihm auf dem Tische stand ein kleiner Käfig mit feinen drei veräimten Aestlingspapageien, die er ehemals in den Tullieren unter freiem Himmel, dazumiert, hatte.
Und Saovar begann: „Kinder — es ist alles Schwindel — ihr habt recht! Erinnert ihr euch an den Sommer vor dem Kriege?“
„Alle nickten. Einige leuchteten schwach.
„Ach, ich sehe es euch an, daß ihr euch nur zu gut erinnert. Ihr alle habt mich damals in den Tullieren blau! — jeder hat mir seinen Sou gebracht. Wir alle waren glücklich — ihr und ich und meine Späken.“

Er nahm den Käfig, öffnete die Tür und stellte ihn wieder auf den Tisch. „Wißt ihr noch, wie sie hießen, meine drei? Seht Messieurs!“ — Saovar nahm unwillkürlich Ton und Haltung des berühmten Zaubertänflers an und rief mit erhobener Stimme in den Käfig: „Kommt heraus, illustre danseuse!“ Und zugleich wippte mit tänzerischem Schritt ein schlanker Spatz auf den Tisch.
„Und nun du — buveur d'absintine!“

Der Aestlingsführer warferte mit so schwerfällig betrumenem Gang heraus, daß die Verschwörer vor Vergnügen brüllten. Alle waren aufgesprungen und sahen laufend auf die Vögel, denen die gerührte Madame Romilly gleichig Krumen Irreute, die sie eifrig pfeiften, dabei immer in ihrem charakteristischen Gang beharrten. Eine Zeitlang haben alle, auch Saovar, den höchsten Spiel zu. Der dritte Spatz, ein völlig farblos Tierchen, daß selbst noch immer still in seinem Käfig.
„Er nahm den schlanken Spatz in die Hand und sagte: „Illustre danseuse — du bist la France vor dem Kriege . . . und du“ — er nahm den Aestlingsführer in die Hand — „du bist Monsieur Poincaré!“ Er ließ ihn unter dem grimmigen Gesächter aller über den Tisch torfeln — „so hat man uns regiert, Messieurs!“

Als die Verschwörer noch immer lachten, daß es schallte, ließ Saovar den dritten Spatz heraus, der nach und trüblich hoden wippte und erst auf die Bekleidung seines Messieurs gleichg vorwärts hopfte.
„Und das, Messieurs“, rief Saovar, beide Hände erhoben, mit alternder Stimme: „Das ist la France — heute!“

Es war mit einem Male ganz still. Saovar stand noch einen Augenblick mit aufgehobenen Armen, Tränen in den Augen. Madame Romilly schluchzte laut auf und hielt das nackte Wächchen in beiden Händen. Lesfere und Lambert stürzten sich wütend. Die Soldaten rauchten mit abgewandten Gesichtern. Eine Stimme fluchte unklar: „Genau — genau! Man soll mit diesen Dingen keinen Scherz treiben!“

„Sehr wahr!“ schrie ein anderer, „weun es auch Saovar ist — es geht zu weit!“
„Mir sind froh allen Franzosen!“
„Mir better froh ihr!“ brüllte Lambert erannt. „Ihr könnt bloß kimpfen oder donagen hat es euch nicht vorzuehlt!“
Der alte Spatenbesitzer hob die Augen und Hände zur Decke: „Wollt ihr lazen, daß ich Frankreich geküßert habe? Mit meinem Herzblut würde ich . . .“

Er kann nicht weiter: seine Stimme versagte. Eine Hand drückte sich nieder auf seinen Blick. Mit zitternden Fingern legte er seine Späßen, einen nach dem anderen leise bei seinem „richtigen“ Namen nennend, wieder in den Käfig. Sein Wimmeln war von Tränen ganz befeuchtet. Mit weinerlicher Stimme wiederholte er für sich: „Mit meinem Vergeblich würde ich... Wenn sie etwa glauben sollten...“

„In die betretene Stimmung schallte plötzlich das Getöse der Klingel. Sie führen zusammen und haben nach der Tür.“ Josef Anwalten traten ein und legten sich umständlich auf die hintere Bank.

Während einiger Minuten haben alle vorzüglich prüfend auf die Anstimmungen. Die waren keine Spielverderber, redeten geradeheraus und nannten alles beim rechten Namen, so daß selbst Lambert gleich Zuneigung zu ihnen fühlte. Als es sich gar herausstellte, daß sie in Deutschland gefangen gewesen und unangenehm ausgetauscht worden waren, wobei sich lediglich die Stimmung. Man gratulierte sich zu den unvorstellbaren Fällen, die sogar ins Ausland waren, aus eigener Erfahrung über die Verhältnisse in Deutschland zu berichten. Letztere liebkoste vor Begier, zu erfahren, unter welchen Umständen sein gefangener Neffe leben mochte.

Als die Soldaten über die Möglichkeit mancher Fragen lachten und zum Beweis ihrer Erfahrung mit Schilderungen von Einzelheiten herausdrückten, stieß Madame Romilly, indes sie ihnen reichlich Avertissement temperamento den Durchschuß aus, ihr Gatte wieder blickend in Betenungsrichtung geriet. Bei jeder Schilderung, die dem Charakter einer leidenschaftlichen Aufstellung über die Deutschen gerräth, blieb Lambert wütend auf den Tisch und erstreckte ihm selbst die Gänge für „die da oben“.

Die Unterhaltung wurde nur noch von den Anwaltsen und allenfalls von Lesere und Lambert bestritten, die in der Art protokollierender Untersuchungsrichter das Erwidern aus den Soldaten herausholten, um schließlich, wenn sich ein Verdacht bestätigt hatte, ähnlich dem Chor in der alten Tragödie erlösend und verdammt einzutreten. Die übrigen verteilten sich in aufstrebendem Schreien. Sogar ein fächerführendes Kind immer wieder seine Späßen.

Ein Ende, als die Anwaltsen erschöpft verschwand, brach Lambert in den Schrei aus: „Aum Urteil selbst — werden wir oder nicht!“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, wiederholte er den Vergleich, der ihm durch häufigen Gebrauch lieb geworden war: „Die Deutschen sitzen uns wie ein Wühl im Fleisch — wie ein verflucht jeder Wühl...“ Und zu den Soldaten gewandt: „Ist's nicht so, Kameraden — ihr wißt ja aus Erfahrung, wie lausig das ist!“

„Lautstimmig!“ sagte der Anwaltsen, über die Ausschreitungen gleichmüthig. „So, Trufel — und niemand weiß, wie man mit ihnen fertig werden soll. Ich für meinen Theil habe nur noch eine Hoffnung...“

„Und die ist?“ „Nurwas damit!“ schrien alle, aufs äußerste gelangt. „Sie sind zu anständig!“ sagte der Soldat bündelnd und offenbar vernünftiger über die rathlosen Gefährten der andern. „Was soll das heißen? Reden Sie!“

„Was ein solches Barbaren an wären, wie die Zeitungen auch das wiesensagen wollen — Kinder, da wären die bei ihrer Dummheit längst obenau!“

Der Anwaltsen, dem das Thema gefällig zu sein schien, stieß seinen Kameraden an: „Marcel — erinnerst du dich noch an die Geschichte mit den Würfeln?“

„Marcel grünte und nickte, und als die andern in ihn drangen, fuhr der erste fort: „Als im Anfang lagen wir uns wohl zwölf Würfeln gegenüber, und auf beiden Seiten wurde geturnen und Würfeln gemacht — was Marcel, das war eine andere Stimmung...“

„Ein Augenblick nur der ganze Viertel sprachlos verblüfft, dann protestierte ein Gemieher los, daß die Sprachen in Sarrasins Käfige erdrückt durcheinanderbersteten.“

„Als sich die überaus erheiterten Gemüther wieder etwas beruhigt hatten, sagte der alte Lesere grübelnd: „Ein unbegreifliches Volk. Aber unsere Regierung...“

„In den Gängen mit ihm“ heulte Lambert. „Unlere Regierung“, fuhr Lesere fort, „die gut an uns, wenn sie zumeilen etwas von dieser — hä — sonderbarer Art an sich hat.“

Und Lambert legte finstler brünnend noch den Trumpf darauf: „Besonders, wo es bei uns auch um die Würst geht!“

Die Schlacht bei Grenon (1476) begann mit einem wütenden Sturmangriff der moabitanischen und burgundischen Kampfhunde. Die Burgunder sollen gleich das Feld behauptet haben; aber noch in demselben Jahre wurden sie von den früherigen Alpenhunden bei Würten aufgegeben und „wie gereißene Hundetabaore bedekt die Geleide“, so berichtet ein zeitgenössischer Autor.

„Ich sende dich, weigeliebter Beiter, 4000 Hunde, ausgelüftet, beste. Mit den gleichzeitig einfindenden 4200 erprobten Soldnern, hoffe ich, merdest ihr es machen können und die Franzosen bezwingen.“

Mit diesem Schreiben überwieb Heinrich IV. von England Kaiser Karl V. die lehnspflichtig erwartete Verstärkung. — In neuerer Zeit wandte General Laup in Amerika wieder Kriegs-hunde an; ganze Brigaden blühten lande dieser Heerführer dem Feinde entgegen.

Eine Zeitung war es gebräuchlich, Hunde, wohl auch Katzen oder Geflügel, mit brennenden Stoffen oder mit Töpfen, die flammende Flüssigkeiten enthielten, zu versehen und dem Feinde entgegenzuführen. Wildhüter der Menschen wurden die vierbeinigen Brandstifter hauptsächlich bei Belagerung von Festlagern. In Staricis Heidenhöfen aus dem Jahre 1720 sind brandflüchtige Hunde und Katzen dargestellt. Der begleitende Text lautet:

„Viel Dings geht ich dir Jehund an Ein Hund und Rag verrieden lan; Wan du damit weilt unzugehen, Dein Feind muß große Noth austehen.“

„Das geschieht wenn du ein brennend Feuer Dieser Thierlein eins mit Weibthier Luft hängen an und läßt sie schnell laufen, bedende an Ort und Ziel.“

Als Wächter im Vorpostendienst hat der Hund wohl von jeher den Menschen treifliche Dienste geleistet. Schild und Streifswachen verließen sich zum guten Theil auf Spürhunde und Gebirg ihrer klugen Begleiter.

Ein historischer Hund hat der Hund „Maulschä“, der unter Bonaparte bei Marengo im Geländedienste, verbunden mit sichern Kundschaften, Fernvertrags, ein Erstmaliges leistete. Ehe Telephonie und Telegraphie die den Feldherren sich einführte, wurde Hundes als Nachrichtenüberbringer großer Wert beigegeben. — Als Jäger und Kriegerasolinnen finden wir Hunde in jeder Zeit beim beglähnen Heere. Bei unermesslichen Vordrängen durch Bergen erweuteten unter jenen jenen jenen häufige Wafenschwämme, die auf ein leichtes, gummi-bereitetes Gefährt montirt, von mehreren Hundes gezogen wurden. Bemärdt hat sich dieser gewaltsame Gebrauch aber keineswegs.

In jehigen Tagen schwerer Kämpfe und unerschütterlichen Ausdauer sind nur die menschlichen Begleiter auf einen wichtigen, legensreichen Posten gestellt. Freunde und Feinde, die sich Sanitätsmannschaften häufig unauflösbar, schwer verwundet auf unübersehbaren, wenig zugänglichen Gelände unterliegen, findet der kluge, gut abgerichtete Sanitätshund. So stiftet der neugelegte, kultivirte Kriegshund, entgegen seinen wilden Ahnen, eitel Segen. Einst ein wilder, blutdürstiger Wafenschwämme; jetzt ein Freund, Wächter und Beiter schwander, vermehrteter Menschen aus schwerer Kriegszeit.

Die „holde Lill“ im Lebenswerk Goethes.

Zum 100. Todestag von Lill Schönemann am 6. Mai.

Eine Frau wie Elisabeth Schönemann, Goethes Lill, von der noch der Schöpfer dieser Offen besamte, er wäre wohl gewesen, der ganzen Welt zu sagen, wie sehr er sie geliebt habe. — eine Frau, die neben Charlotte von Stein dem Geist und Charakter nach sicherlich die bedeutendste Frauengestalt gewesen ist, die sich der Liebe Goethes erfreuen durfte, verdient es, daß man ihrer an ihrem 100. Todestage in kurzen Worten gedenkt. Wir haben es nicht nötig, der späteren Gemahlin des eifässigen Barons von Türkheim ein Denkmal zu setzen, denn das hat sie selber getan, und zwar in den Werken, zu denen sie Goethe begeisterte. Aber der Gedanktag ist der getragene Zeitpunkt dazu, dieses Denkmal einer kurzen Betrachtung zu widmen.

Wir wissen alle, wie schwer es Goethe, der gewohnt war, sich in den häutern von Gelehrten, Künstlern, Geistesreichen und Besamten zu bewegen, fiel, sich in die Atmosphäre, die der Salon der Bantierswitwe Schönemann, geborenen D'Oroilles, atmete, einzuleben. Diese Umgebung, die Goethe abließ, aber zugleich durch den köstlichen Schatz, den sie barg, eben Lills Persönlichkeit, ausog, ließ den Dichter sagen: „Barum ziehst du mich unwillkürlich, nach in jene Pracht; war ich guter Junge nicht so leig, in der öden Pracht...“

„Erst als ich dich sah, erst als ich dich sah, erst als ich dich sah, erst als ich dich sah...“

„Dieses ist ein mit der Wirklichkeit, da Bill bereit war, mit Goethe nach Amerika zu gehen.“

„Dieses ist ein mit der Wirklichkeit, da Bill bereit war, mit Goethe nach Amerika zu gehen.“

„Dieses ist ein mit der Wirklichkeit, da Bill bereit war, mit Goethe nach Amerika zu gehen.“

Jeher Seelenkraft ertragen wurde — da erwacht mit einem Schlag die selige Zeit des Lenzes 1776 vor des Dichters Auge. Das Schicksal der Geliebten, der einstigen Braut, beschäftigt den Dichter so sehr, daß die Jahre 1775 und 1776 inwendig übergehen. In der Anekdote von dem Salzburger Mädchen fand Goethe die prächtige Form, in die er die Erinnerungen seiner Jugend, die spätere Schicksale und die Strömungen der Zeit hineingießen und zu einem schönen Ganzen verschlingen konnte. So lesen wir in der Gestalt Dorothees keine andere als Goethes „holde Lill“, zwar noch als Unkraut, aber mit der Reife und den Schöpfungen der Revolutionszeit. In einem Brief an Antonie Brentano hat Goethe es selber gefunden, daß er Dorothea nach einem Modell geflossen habe; und dieses Modell war Lill Schönemann.

„Bis in sein hohes Alter hinein hat dann Lill Gestalt Goethe nicht verlassen. Schmerzlich stimmte ihn die Nachricht ihres Todes vom 6. Mai 1817 und noch in den letzten Lebensjahren sprach er häufig von der Geliebten, das er Lill einst gewidmet hatte und das den Titel trägt „Krone der Bekehrung.“

Tröfnet nicht, tröfnet nicht, Tränen der ewigen Liebe! Ich, nur dem halboffenthrünen Auge Wie die wie tot die Welt ihm ersehnt! Tröfnet nicht, tröfnet nicht, Tränen unauflöslicher Liebe!

Dieses seltsame Gedicht bildet sicherlich den schönsten Stein in dem Denkmal, das sich Lill im Lebenswerk Goethes erbaut hat.

Bunte Zeitung.

Der Musikalische. In der „Augen“ lesen wir von der folgenden lustigen Begebenheit: Ort der Handlung: Tief verstreuter schmaler Knäpfeidamm im Trullumpumpe an der Niagara. Zeit: Dunkel Nacht mit Schneestreiben.

Wir fahren von der Stellung zum Quartier. Was kommen mußte, kommt: Wir reimen mit einem uns entgegenschmeißenden Schlitzen zusammen, werden in hohem Bogen herausgeschleudert, stellen unter vielen Himmelsstücken und Kreuzschwendelweiser fest, daß außer einem zerbrochenen Glas nichts passiert ist, und fahren weiter.

Wir müße als selbste laut pfeife ein fings, damit wir kommen hör, nachher reime mer nimme's fäume, sagt Stood, einer der Mitfahrenden, dessen Stimmittel und Sangeslust groß, dessen musikalische Können aber nur klein ist. Er singt auch gleich an, und eine Viertelstunde lang erschallt über den gefrorenen Sump: „D Deutschland hoch in Ehren“, „Säume, Mariga“, „Was die Welt morgen bringt“ usw. Wir hören alles lautlos zu. Da vernimmt man aus der Schlittende den Bass des Abbelungsorgels; „Stood, hören Sie auf, lieber reime wir noch amal zumalme.“

Preis-Rätsel.

Worträtsel. Von einem feurigen Beleg, Verlege das Zeichen, Ein neues Zeichen nimst hinzu, Ein altes kennst du finden. Es wird lobahn der Heuberg Zu einer Bräut werden. Die thessalischen hat an Reiz Und Schönheit nicht auf Erden.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 17:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|--|
| T | | | | | |
| A | P | F | E | L | |
| N | | | | T | |
| O | | | | U | |
| A | M | A | R | D | |
| | | | | E | |

Richtige Antworten sandten zeitweilig ein: Marie Müller, Dr. Krause-Uhlirpina, Walter Käthe-Baubeck, Grotschen-Hannover, Dstar Stogmann-Salangen, Brth u. Kurt Dink-Merleberg, Ella Sollian-Umsleben, Dote Johanna-Burg, Olga Schade, Franz Mejer-Oldermed, Käthe Wenz, Sophie Schöler, Richard Gohn, Bruno Krieger-Dierfeld, Max Bornigsdorf, Frau Anna Otto, Gertrud Krausmann, Frau Schwanke-Kajels, L. Wenzel, Werner Erbe, Alfred Hauff, Rudolf Pelt, Carl-Dele Borden, Otto Breßlich (im Feld), Paul Käthler, Eße Dummel, Irma Selbstein, Wilhelm Wiewas, Frau Hübler-Schädel, Martin Dabertorn, Charlotte Becker, G. Käthe-Höh, Anna Berger, Hans Keller, Käthe Weitzer, Gertrud Stein, Annelise Tsch Schatz, Wilhelm Greuberg, Werner Kästten, Danna Ebel, Franz Weizer, Franz-Gerhard Dan, Franz Frieda Fichmia, G. Göhre, A. Leopold-Stahkurf, Maria Balje, Eise Walle, Frieda Sobole, Erna Theilade, Walter Flak, Selmut Friedrich, Edmund Wehde, Johannes Wandler, Gustav Grande, Johanna Krajewski, Alfred Karich, Anna Haug, Alletote Graef, P. Heinz, Kurt Sarrnia, R. Schlicht, Eise Schriber, Dote Braunler, E. Selmut Bohmeyer, Paul Goedsche-Werchman, Käthe Wibus-Kantendler, Frau Marie Willeh-Graffenhainchen, Margarete Krause-Beigelchen, Selma Willeh, Ernst Kede, Martin Alber, Eise Herrmann, D. Schwibos-Beibelchen, Margarete Wandschewski, Selmut Selfricht, Elfriede u. Alfred Sartmann, M. Jahn.

Preis erhielt: Marie Müller hier, und zwar: Saufflo Wäthchen.

Rätselösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstags mittags in unserer Hauptausgabe mit abgeben sein, die Aufschrift „Rätselösung“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein, auch empfiehlt es sich, das Alter des Einbersenders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.

Kampf- und Kriegshunde.

(Die Verwendung des Hundes im Kriege.)

Von Hans Rung.

„Mitten, der 400 v. Chr. berühmte Maler der „Amazonenschlacht“, der „Wächter der Argonauten“, die den Tempel der Dioskuren zierte, der Darsteller des gewaltigen Kampfes der Jenturen und Apolliten, hatte auch teil an dem großen Gemälde „Die Schlacht bei Marathon“. Den trefflichen Hund von Marathon, der den Persem während der Schlacht über zufliegt, so daß sein Körper mit vielen Wunden bedekt war, erblickte man auf diesem Bild neben dem ruhmgelöhnten Miltiades, dem Poliarochen Kallimachos, dessen waffenlastenden atthenischen Hopliten, samt deren Oberführern, den fünf Stratagen.“

„Ungeheuerlich besaßen auch andere Völker des Altertums, z. B. die Perser, Sotier und Ragneser, Kampfhunde; zu starken Rüden sollen die ehemals nordgermanischen Jänern Kampfhunde vereinigt haben. Keltsche Stämme in Gallien züchten (nach Strabo) Mähnhunde, die treffliche Verteidiger der Wagenburgen waren. Aber die Gallier schritten auch zur Panzerung ihrer Hunde, sie befestigten Reiß- und Stoßglossen an diesen Bräunen und versehen die Halsbänder mit Eisen- oder haardurchen, langen Dolchen. Eine dergestalt bewaffnete Hundegruppe diente hauptsächlich zum Angriff heranrückender feindlicher Reiterhorden. Um antiken Bräunen, die Kampfhunden darstellten, geordnet man häufig gepanzerte Hunde.“

Nach im frühen Mittelalter wurden teufelgeponerte Hunde, die mit kurzen Spießen und Senen, mit Eisen- oder brennenden Beschöpfen versehen waren, feindlicher Reiterer entgegen geschickt. Es soll sonders für die Reiter gegen jene, ihre Pferde vor dem wilden Ansturm der blutdürstigen Bestien nur einigermaßen zügeln und vorwärtsbringen zu können. Ja, es soll mehrfach vorgekommen sein, daß starke Reiterhorden vor heranrückenden bewaffneten Mähnhunden in voller Panzerkette zerfallen.“